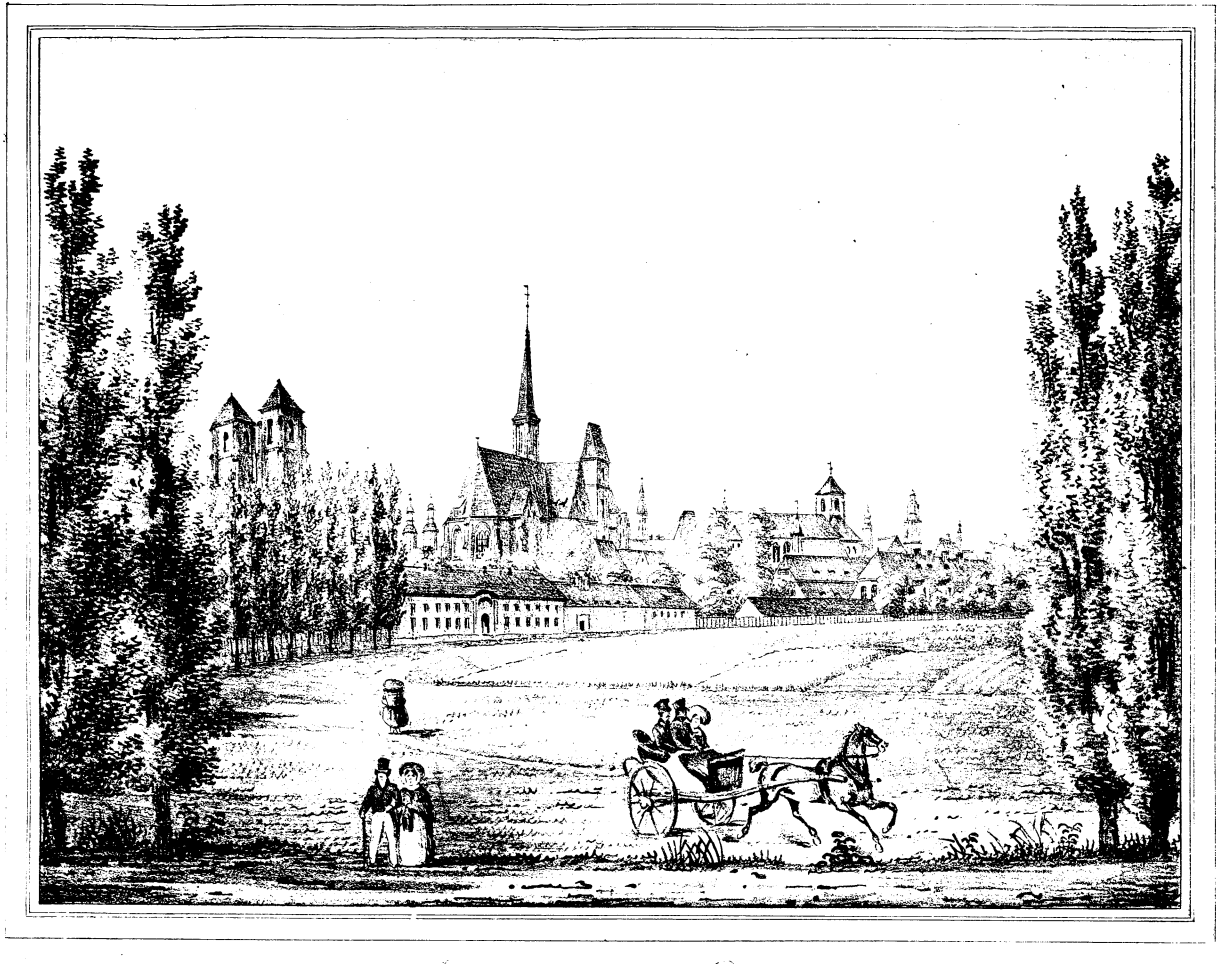
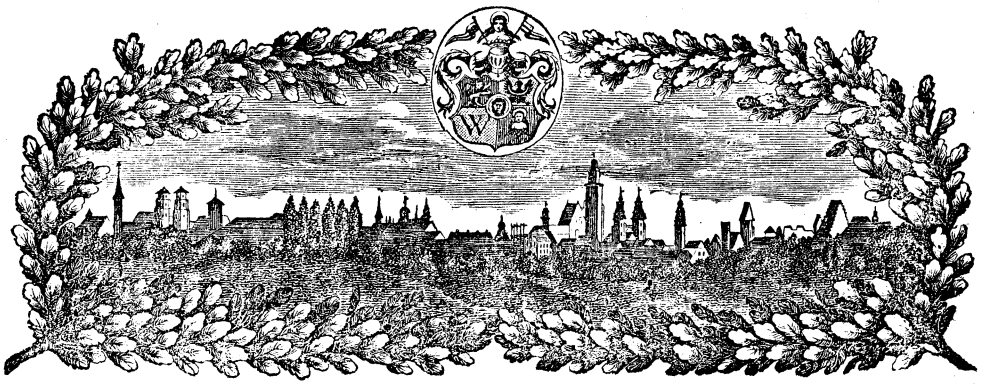


Ansicht vom Lehndam.

1833. Erster Jahrgang. Nr. 4.



Der

Breslauer Stadt- und Land-Bote.

Ein Volksblatt für den gebildeten Bürger.

Zweite Auflage.

Von diesem Volksblatte erscheinen alle Monate zwei Hefte, jedes Heft 1½ Bogen stark, mit einem, bisweilen auch zwei guten Steindrücken, abwechselnd Breslauer Ansichten mit Ansichten aus dem Riesen- und Glätzergebirge, für den Preis von 2 Sgr. die jedesmal erst beim Empfange eines Heftes zu entrichten sind. Dem Hefte wird noch unentgeltlich ein allgemeiner Anzeiger beigegeben, in welchem Bekanntmachungen, sowohl literarische als auch anderer Art, gegen Insertionsgebühren von ½ Sgr. für die Zeile aufgenommen werden. Auswärtige wollen sich gütigst mit Bestellungen an die resp. Post-Aemter wenden, Buchhandlungen an das Verlags-Comtoir in Breslau. Diejenigen welche dieses Blatt gegen Provision in Commission nehmen und gefälligst weiter verbreiten wollen, werden ersucht sich unmittelbar an die unterzeichnete Expedition zu wenden.

Expedition des Breslauer Stadt- und Landboten.

Aussicht vom Lehmdamm.

Wir geben diesem vierten Hefte eine Aussicht vom Lehmdamm bei. Mehr im Vordergrunde erscheinen der Dom, die Kreuz- und Sandkirche, weiter nach hinten der größte Theil der übrigen Thürme Breslau's.

Der Dichter und die beiden Königinnen.

„Nun, wenn es denn sein soll, daß ich dieser Königin Elisabeth Gefühle heuchle, die ich für sie nicht haben kann, so mag es wenigstens Jeder, dem einst mein Gedicht in die Hände fällt, erfahren: daß ich hier für den höchsten Wunsch meines Herzens — mein Herz verleugnete!" — so sprach, aufgeregten Sinnes, der junge Browne, der sich als Dichter schon die Theilnahme seiner Zeitgenossen erworben hatte, und beschäftigte sich dann, in Umrissen die Verhältnisse nieder zu schreiben, die ihn bedrängten.

Browne war aus guter Familie, doch nur reich an Talent. In seiner Bewerbung um einen Staatsdienst fand er sich empört von dem Verfahren der Königin Elisabeth gegen Maria Stuart und sein Rechts-

gefühl ließ es nicht [illegible], daß er Meinungen unterdrückte, die allen Wünschen hinderlich; ja seinem Leben gefährlich waren. Da gesellte sich die Liebe zu seinen Empfindungen und kämpfte jeden weitern Gedanken in ihm nieder. Anna, die Tochter des Admiral Hawkins, war es, die seine ganze Sehnsucht nur auf einen Wunsch, den ihrer Gegenliebe, zusammmendrängte, und es glückte ihm, durch schöne Gestalt, schmückende Kenntnisse und dichterischen Enthusiasmus, Anna's Herz zu gewinnen. Aber das Unbegrenzte seines Gefühls konnte doch nicht die Kluft füllen, die zwischen ihm — dem wenig Begüterten, der noch zwei Schwestern zu unterstützen hatte — und seiner Geliebten, der Tochter eines reichen und berühmten Seehelden, sich finden mußte. Da galt es nun wenigstens eine bedeutende Anstellung, und Graf Essex — mit dem er in Cambridge studirte — beredete ihn, durch ein Lobgedicht auf die Königin Elisabeth ihm Gelegenheit zur Empfehlung zu geben. Auch seine geliebte Anna bat unaufhörlich, und so war denn endlich ein Werk vollendet, das ihm die schwerste Ueberwindung gekostet hatte, und ihn mit Verdruß lohnte, so oft sein Blick es gewahrte. Daher, um sich wenigstens vor sich selbst zu entschuldigen, wollte er die Antriebe zu dem Gedicht gleich jetzt aufzeichnen.

Und es war die Zeit gekommen, wo Browne selbst der Königin Elisabeth sein Werk überreichen sollte. Mit einem schwarzen Bande, dem Zeichen seiner innern Trauer, hatte er die Rolle umschlungen; doch als er sie aus der Tasche zog und sie knieend überreichte, da bemerkte er ein grünes Band, meinte aber: es müßte wohl eine der Schwestern, die seinen Sinn kannten, dieses Hoffnungs-Zeichen für jenes der Trauer angeknüpft haben.

Die Königin hatte die Rolle mit huldvollen Aeußerungen empfangen und mit innerm Zwiespalt schritt nun Browne heim. Da trat schon unter der Thüre eine der Schwestern ihm entgegen; er hatte die Rolle mit zu nehmen vergessen und in der Tasche seines Festkleides steckte schon lange ein Gedicht zum Lobe der — Maria Stuart; dieses war nun in den Händen der Königin Elisabeth.

„Strafe der Zweizüngigkeit!" — rief Browne düster, doch es ward ihm heiterer, als er bedachte, daß durch diesen Unfall die Selbstständigkeit seiner Gesinnung noch gerettet sei, und er gab sich, von der Vorsehung selbst auf die alte Bahn gewiesen, das heilige Wort: niemals wieder seine innerste Meinung zu verhöhnen.

Aber Elisabeth sprach bald von der Ueberspannung des jungen Browne, und Keiner wagte es ferner, sich für ihn zu verwenden. Lange erfuhr er nichts von dem, was über ihn beschlossen sei; endlich sandte ihm die stolze Königin 1000 Guineen, als das Einzige, was er jemals von ihr zu erwarten und am besten zu einer Reise ins Ausland zu verwenden habe. — Ruhig vernahm es Browne; aber heftig fand er sich bewegt, als bald darauf Anna gezwungen wurde, einem Sohne des Cicil, Baron von Burleigh, ihre Hand zu geben. Da trieb endlich der stürmende Schmerz ihn aus seiner Dumpfheit, und er beschloß nun, mit seinen Schwestern England zu verlassen.

Und es geschah an dem Hochzeittage Anna's, daß er in starrem Hinbrüten durch ein Wäldchen schlich; da trat eine ältliche Frau auf ihn zu, gab ihm, nachdem sie seinen Namen erfahren, rasch ein Päckchen und eilte davon. Die Aufschrift war an Browne gerichtet, und als er die Siegel gelöset hatte, fiel ihm eine goldene Kette, mit dem Bildniß von Maria Stuart in die Hände und dabei befanden sich diese Zeilen:

„Da ich einem harten Geschick unterliege, das mein Heiland mir auferlegte, um mich von der Schuld meiner Jugend zu reinigen, so ist es mir ein Trost, zu erfahren: daß edle Männer empört sind von der Willkühr, die mich in Banden hält, daß Begeisterung in meinem Leiden Stoff zur Dichtung findet, die meines ruhelosen Lebens höchste Freude war und ist. Ich weiß, Sir, Ihr tragt den Zorn meiner königlichen Schwester um meinetwillen. Entschädigen kann ich Euch nicht; daß ich es aber in Demuth und Dank erkenne: wie mein Gott mir immerdar Menschen erwecket, die mein Andenken vor boshafter Verläumdung schützen werden, wenn mein irdisches Fehlen mit mir im Staube vergangen ist — das bezeichne Euch die Kette, die Ihr zu meinem Gedächtniß bewahren sollt. Und wenn mein Blut versöhnend geflossen ist, mögt Ihr, der edle Sänger, helfen, daß mir auch die Welt versöhnt und mein Ruf nicht im Munde meiner Feinde ist."

Maria Stuart.

Thränen entstürzten den Augen Browne's; und er beschloß, fortan nur Maria Stuart im Herzen zu tragen und sein Leben ihrer Rechtfertigung zu weihen. Wenige Tage darauf trug ihn ein Schiff nach Schottlands Küsten; dann nahm ihn Frankreich auf, konnte ihn aber nicht fesseln, da sein tieferes Gemüth sich dort verwaist fühlte. Auf Dänemarks Matten fand er endlich Ruhe und hier schrieb er, in der Gluth der Verehrung, mehrere Werke, die noch in später Zeit das Bild der Maria Stuart verklären.

Vertheidigung
des böslich verleumdeten, schönsten aller Tänze, des Cotillons.

(Schreiben einer Dame an den Herausgeber.)

Mit Staunen und Unwillen las ich jenen Frevel am herrlichsten aller Tänze. Unwillkürlich hat sich gewiß sogleich allen Tänzerinnen der Gedanke aufgedrängt: der Verfasser jenes abscheulichen Aufsatzes hat entweder schon so manchem Cotillon zugesehen, ohne geholt zu werden, und ist nahe daran vor Aerger seinen Geist aufzugeben, oder was am wahrscheinlichsten ist: er kann gar nicht tanzen und der Neid spricht aus ihm! — Jedenfalls hat er ganz Unrecht, und seine genauen Berechnungen sollen wieder mit genauen Berechnungen als unrichtig erwiesen werden. Vielleicht glaubte der Schreiber jenes Artikels durch Zahlen und weitläuftige Berechnungen allen Tänzerinnen den Muth zur Vertheidigung zu entreißen; doch da hat er weit gefehlt. Wenn auch Berechnungen (außer dem Addiren der Anbeter, dem Subtrahiren der häuslichen Arbeiten, dem Multipliciren des Putzes und dem Dividiren der Vorzüge aller Nebenbuhlerinnen) eigentlich nicht die Sache einer Dame sind — die meisten Männer rechnen ohnedies viel zu viel, wenn es auf die Erfüllung aller der weiblichen Lieblingswünsche ankommt — so sei es doch hier erlaubt eine Ausnahme zu machen, indem das höchste, heiligste Interesse der noch tanzlustigen Damenwelt vertreten werden soll.

Wir setzen auch nicht den geringsten Zweifel in die Richtigkeit der, auf Autorität aller großen Mathematiker gestützten Rechnung jenes ruchlosen Anfechters der Krone aller Vergnügungen, der nicht einmal einen Platz in dem allerletzten Gliede der Reserve-Mannschaft verdiente; doch erschrecken wir auch keinesweges vor dem gefundenen Resultat, sondern bemerken: wie die höchst ergötzliche, und, wie sogleich bewiesen werden wird, auch höchst ersprießliche Tanzbewegung noch um ein bedeutendes gesteigert werden muß, um der Gesundheitsvorschrift eines hochberühmten Weisen des Alterthums zu genügen. Doch auch wir wollen, „der eben gethanenen Aussage die sorgfältigsten Berechnungen zu Grunde legen!"

In uralten Zeiten sagte einer jener berühmten, alten Weisen — und unser Hauslehrer sagt es noch heut alle Tage zur Mutter, wenn sie klagt, daß die Brüder nach jeder Mahlzeit sich zwei, zum Lernen bestimmte Stunden, im Hof und Garten gewaltsam das Essen ausjagen — „post mensam stabis, aut passus mille eabis" zu deutsch: „nach dem Essen steh' oder tausend Schritte geh'!" Das Sprüchwort muß aber schon darum wahr und gut sein, weil es so alt ist, und es beweist: daß Bewegung dem Körper sehr heilsam und nothwendig sei. Man hält aber täglich zwei regelmäßige Mahlzeiten, muß folglich um jener weisen Gesundheitsvorschrift zu genügen, täglich 2000 Schritte gehen; für Frühstück und Vesperbrodt kann man ohne Uebertreibung und mit gutem Gewissen 500 rechnen; im Ganzen also 2500 und in 14 Tagen 35,000 Schritte. Rechnet man nun 2 Gehschritte auf einen Hopsschritt, so macht dies 17,500 Hopsschritte. Ein Cotillon verlangt aber nach jener gelehrten Berechnung 16,560 Hopser, folglich noch 940 weniger als zur Gesundheit nothwendig. Wir wollen ebenfalls bei jener „allerbescheidensten Annahme von 12 Cotillons per Winter" bleiben, der zu Folge also eine Dame im Ganzen noch 11,280 Hopser nachzuholen hat, und dies auch als die strengste, heiligste Pflicht betrachten sollte, denn die Gesundheit ist doch das höchste Gut, und ihre Vorschriften sollte man am pünktlichsten erfüllen.

Wollten wir übrigens alles eben Gesagte nicht auch auf die junge Männerwelt ausdehnen und annehmen, daß ihre Lungenflügel wirklich durch die eifrigsten Anstrengungen im Dienste der Tanzgöttin einigen Schaden erlitten, so können wir den leiden-

schaftlichen Tänzern einen nicht unerheblichen Trost geben, indem wir sie auf das neue Werk eines der berühmtesten Thierärzte aufmerksam machen, der nach den sorgfältigsten Untersuchungen gefunden hat, daß sich Schaafe mit ganz durchlöcherten oder nur theilweisen Lungen ziemlich munter befinden.

Wenn wir nun aber von Berechnungen abweichend, uns zu Betrachtungen und Beobachtungen wenden, und die hieraus entstehenden Beweise für die Vortrefflichkeit, Nützlichkeit ꝛc. des Cotillons anführen wollten, so würden keine ein und zwanzig Bogen hinreichen, um dies aufzuschreiben, ja nicht einmal die Geduld eines Deutschen lang genug sein, um dies durchzulesen. Darum soll aus dem unendlich Vielen nur Einiges hervorgehoben werden.

Giebt es nicht Gemüthsbewegungen die nothwendig sind, z. B. der Aerger; ja giebt es nicht Menschen die zu kränkeln anfangen, wenn sie sich nicht regelmäßig ärgern? worin auch, beiläufig gesagt, der Grund zu so manchem Ehebündnisse zu suchen ist. Der Cotillon aber befördert ungemein diesen heilsamen Zweck, indem aus den Reihen des Cotillons so manches Mädchen in die Reihen der Frauen versetzt wird; im gewandten, galanten Tänzer sich auch zugleich den zukünftigen Eheherrn holt und so sich den Mann, der das ganze Glück oder Unglück ihrer Zukunft ausmacht, buchstäblich ertanzt.

Auch entfalten sich im Cotillon eine Menge von Tugenden, z. B. die Geduld — mit schlechten Tänzern; das Mitleid — mit der alternden Reservemannschaft und dem zweiten Aufgebot der Courmacher; besonders aber die höchste der Tugenden, die Dankbarkeit in Betreff des gewöhnlichen Wiederholens des geholt habenden Tänzers. Und dann, kann eine Dame auf bessere, zartere Weise eine gewisse Art von Zuneigung nach verschiedenen Graden erklären, als durch das Holen im Cotillon! Ist es nicht auch eine bestimmte, stillschweigende Erklärung, daß man den Geholten für einen guten Tänzer anerkennt, und wie oft ist nicht das Erste die Folge des Zweiten.

Die Herren aber können sich im Cotillon ein wahres Märtyrerthum erwerben, wenn sie nämlich das Unglück haben, oft mit Damen zusammen zu kommen, welche eine ordentliche Sommerlaube von Silberblumen und Silberblättern auf ihrem Kopfe tragen und nun, denselben stark vorwärts geneigt, ihrem Tänzer beständig im Gesicht herumrasseln, und jeden Augenblick seine Sehwerkzeuge in die schrecklichste Gefahr versetzen.

Für Wirth und Wirthin, (wir reden aber hier natürlich nicht von Gastwirth und Gastwirthin, denn dann tritt gerade das Umgekehrte ein,) ist aber der Cotillon von unzuberechnendem Vortheile, denn nicht allein daß sie sich zwei Stunden lang um ihre lieben und werthen Gäste nicht zu kümmern brauchen, so ist doch besonders wichtig, daß alle ächten Cotillon-Tänzer während des Tanzes Speise und Trank verschmähen, weil eben der Cotillon alle ihre Leibes- und Seelenkräfte in Anspruch nimmt, und sie — allem Irdischen entrückt — doch weder daran denken können, nach Dicke der auf Brodt geschmierten Butter, und Stärke des selbst fabricirten Punsches, die Gastfreundlichkeit und Genauigkeit der Wirthin zu taxiren, noch nach der Dünne des Brodtes und dem Theestand in den Tassen, die Höhe des Grades von Bildung zu schätzen; denn je mehr der Stand des Gastgebers steigt, desto tiefer fällt die Flüssigkeit in den Tassen und Gläsern und die Vornehmthuerei hierin, wird wohl erst dann ihre höchste Höhe erreicht haben, wenn man ganz leere Gefäße präsentiren läßt.

Aber ich bemerke, daß ich eben im Begriffe bin eine so gewaltige Abschweifung von dem Hauptthema zu machen, als man sie nur der Red- und Schreibseligkeit einer Dame zu Gute halten kann; ich schließe daher lieber ganz, und zeichne mich als besten Gegenbeweis jener untrüglichen Berechnungen

eine Tänzerin, die schon seit sieben Jahren alle Cotillons rühmlichst bestanden hat.

Die erste Reise zur Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Ein deutliches Bewußtsein meiner selbst, erhielt sich erst in der nächsten Straße, weit weg von dem Schreier, der heißen Chokolade und den läppischen Lachern wieder. Doch da wurde ich an die Landcharte auf meinem Rücken auf eine wirklich empörend nichtswürdige Weise erinnert. In einem Hause, bei dem ich gerade vorbeiging, war eben eine Schule aus, und

in dichten Haufen entströmte die wilde Jugend dem engen Flur.

„Na der sieht gut aus!" rief einer aus der Menge, auf mich Aermsten zeigend, und nun begannen die Teufelskinder im Chorus ein solches Lachen, und schrieen ihre Schulwitze hinter mir drein, daß ich wie unsinnig fortlief, glücklich die Ecke erreichte und schnell in ein Seitengäßchen einbog. Doch o Unglück, in selbem Augenblicke wollte eine Köchin — die wahrscheinlich ein Viertelstündchen mit einer Bekannten verplaudert hatte, und jetzt durch doppeltes Eilen die Versäumniß einzuholen suchte — ebenfalls herum, und wir prallten so an einander, daß durch diese unsanfte Berührung ihr der Krug, den sie trug, aus der Hand geschleudert ward, und in Scherben auf dem Boden lag.

Dreimal unglückseliger Tag! Hatte der Mann vorhin geschimpft, so konnte die es noch viel besser. Alle nur möglichen Ehrentitel bekam ich so schnell hintereinander, und alle die Artigkeiten gingen ihr so erstaunenswerth geläufig von der Zunge — dabei kreischte das Frauenzimmer so erbärmlich — daß ich noch jetzt kaum den Ton von den Ohren wegbringen kann. Und an allen dem war nur der abscheuliche Regenschirm Schuld. Aber wo hatte ich ihn denn? Gerechter Gott, er stand noch in der Zimmerecke beim verwünschten Italiener. Noch einmal zurückgegangen wäre ich nicht, und hätte ich mir dort, ich weiß nicht was, holen können. So mochte er denn dort bleiben; hätte mich sein Anblick doch beständig zu lebhaft an den unglücklichsten, peinlichsten Tag meines Lebens erinnert.

Halb todt kam ich im Gasthofe an. Hanns war bei seiner Muhme; der hatte gewiß das nicht ausgestanden, und ihm mochte sein eingeschmuggeltes Rindfleisch mit der dicken Sauce und den unverzollten Kanonierklößen besser schmecken, als mir der zähe Schöpsenbraten, den ich kaum halb aufessen konnte.

Zwei Barbiere, fünf Bettelleute und drei Juden kamen auf mein Zimmer, und wenn es wahr ist, daß man vom Aerger gut verdaut, so haben die drei Letzten ihr Möglichstes gethan, mir dazu zu verhelfen. Es giebt wohl nichts schrecklicheres, als so ein überdreistes, schnellmäuliges Judenweib, welches mit beispielloser Unverschämtheit und Keckheit, keine Wiederrede achtend, ihren Kram auf alle vorhandenen Stühle packt und mit ihrer widerlich tönenden Stimme jedem einzelnen Stück — es ins beste Licht haltend — eine wortreiche Lobrede hält.

Was mir jedoch sehr schmeichelte, war, daß die nette Schleußerin zweimal ganz unnöthigerweise auf mein Zimmer kam. Dieses nette, dunkeläugige Mädchen hatte zu etwas Anziehendes; ich habe sie aber auch tüchtig ins rothe Backe gekneipt, und obgleich sie sehr gebildet war, so habe ich ihr doch einen recht herzhaften Kuß gegeben, worauf sie mir zögernd schnell davon lief, und sich in der Thüre noch einmal gar schelmisch umsah. — Ich ging, vergnügt die Hände reibend, mit großen Schritten in der Stube auf und ab. Man kann mit den Stadtmädchen doch auch recht gut fertig werden, dachte ich innerlich lachend, und war schon wieder ziemlich heiter geworden, — ich wollte mir so alle Mühe geben, den fatalen Vormittag zu vergessen.

Jetzt indeß mußte ich mich Ankleiden, denn bald war es Zeit ins Theater zu gehen, wie ich auf dem Zettel gelesen hatte, und die Komödie wollte ich in keinem Falle versäumen, schon da ich die Hoffnung hatte, den Herrn Fritz vielleicht dort zu treffen.

Glücklich fragte ich mich ins Schauspielhaus und nahm meinen Platz bald vorn, wo die Musiker sitzen. Das Theater war ziemlich voll, denn es wurde ein sehr beliebtes, großes Ritterstück gegeben.

Ei, wer hustete denn da oben so stark; der Ton kam mir etwas bekannt vor, ich sah in die Höhe. — Der Tausendsaßa, der Hanns, er war auch im Theater und stand emsig nickend auf der Gallerie hinter einer Bank, über welche er sich bei den Bemühungen meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, so sehr gelehnt, daß er ohne Gnade und Barmherzigkeit die Hüte und Hauben der vor ihm sitzenden Frauen ganz aus der Form gedrückt hatte, und nun viele halb laute, eben nicht feine Reden zu hören bekam. Mein Hanns war sonst ein guter Kerl, aber wenns sein mußte, konnte er auch grob, sehr grob sein. Der war nicht das erste Mal in der Stadt, auch nicht das erste Mal im Theater, er blieb den zankenden Frauen nichts schuldig, bis endlich respektable Bürgerwachen die Ruhe wiederherstellten.

Während des waren in die Logen recht galante Herren und Damen gekommen. Aber was Tausend war denn das für ein närrischer Mensch, der sah ja gerade aus wie ein Hannswurst in dem roth und grün karirten Frauenzimmermantel; und was der für viele Grimassen machte, alle Augenblicke einmal durch zwei kleine Fernröhre guckte, und — den Mund halb offen — fortwährend die Halsbinde hin und herrückte. Nein, unter den Großstädtern hat es doch zu närrische Leute.

Aber — richtig! da ist Herr Fritz! dort steht er ganz hinten an die Wand gelehnt; ich mußte nur gleich zu ihm. Schnell schritt ich an den Bänken hin, und wollte recht geschwind hinten die paar Stufen hinauf springen, doch indem ich es that, bekam ich einen solchen Schlag auf den Kopf, daß ich ganz betäubt einige Schritte zurücktaumelte. Mit einem krummen Buckel kommt man doch überall besser fort, sogar auch im Breslauer Stadttheater; denn hätte ich den Rücken weniger gerade gehalten, so hätte ich mir wahrscheinlich nicht den Kopf an dem Logenboden zerstoßen.

Herr Fritz hatte mich schon gesehen, und ehe ich einen zweiten Angriff auf die gut verpallisadirte Festung wagen konnte, stand er schon bei mir, hieß mich herzlich willkommen, tröstete mich über den erlittenen Unfall den er mit angesehen hatte, und schalt tüchtig über die Kopfeinstoßende Einrichtung des Schauspielhauses.

Nun war alles gut, alles Leid vergessen; nun war mir wohl, hatte ich doch endlich einen Bekannten, der sich im Nothfalle meiner annehmen konnte.

Herr Fritz war recht freundlich; wir plauderten in einem fort, er fragte nach allen Mädchen der Umgegend, und nur das laute Schellen und darauf erfolgte Aufziehen des schön gemalten Vorhanges, so wie verschiedene „Pst — pst!" konnten uns unterbrechen.

Nach und nach hatten sich zum Herrn Fritz mehrere Freunde gefunden; es schienen alles recht liebe, lustige, junge Herrn zu sein, die haben ohne Aufhören Witze gerissen, und alle hier versammelten Mädchen mußten die genaueste Musterung aushalten. Sie sprachen auch viel von einer Redoute, wo sie sich nach dem Theater alle treffen wollten, und hielten noch verschiedene Verabredungen deswegen.

„Liebster Karl dahin müssen Sie mit gehen," hatte Herr Fritz zu mir gesagt, „da sollen Sie einmal sehen, wie fidel wir hier in Breslau leben, dort können Sie tüchtig tanzen, und genirt ist es auch durchaus nicht."

Ich sagte ihm, daß ich wohl recht gern mitgehen möchte, aber mir fehlten Schuhe, auch hätte ich meinen schwarzen Anzug nicht mitgebracht.

„I, das schadet ja nichts," meinte Herr Fritz, „dafür lassen Sie mich nur sorgen. Sie gehen in den Stiefeln und in Ihrem Rock; einen Domino und eine Nase werde ich Ihnen schon besorgen, weiter brauchen wir nichts."

Mir war es recht, ich war noch auf keiner Redoute gewesen, wie wollte ich hernach den Pastortöchtern zu W—itz, und beim Inspector davon erzählen; es sollte Unterhaltung für viele Wochen geben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Franzosen vor Antwerpen.

Ein Besuch in den Laufgräben.

(Skizze, mitten in den Gefahren der Belagerung, entworfen vom Kapitain Montigny, welcher bei der Erstürmung des Fort St. Laurent verwundet wurde.)

Wer seine Schauspiellust an den dramatischen Thierhetzen der Melodramen übersättigt hat, und nach neuem Gaumenreitz seiner abgestumpften Empfindungen sich sehnt, folge uns nur in die bereits geöffneten Laufgräben vor der Citadelle von Antwerpen. Es giebt dort noch einen Platz für ihn, obgleich es ein wenig gedrängt voll sein wird. Nur muß voraus bemerkt werden, daß das Stück 24 Stunden ununterbrochen fortgespielt wird*): das könnte Manchem ein wenig zu lange dauern. Einer und der Andere von den Zuschauern wird vielleicht — nicht aus Langeweile, aber doch sonst aus einer unwiderstehlichen Schlaflust die Augen zudrücken, um sie nicht mehr zu öffnen, bis die Posaunen des jüngsten Tages erschallen. Doch die Länge des Stückes wird Niemand abschrecken, der zu Paris im Cirque-Olympique die Republick, das Kaiserreich und die 100 Tage, kurz die gesammten riesenhaften Ereignisse jener glorreichen Zeit in den Rah-

*) Die Wachen in den Trancheen werden nur alle vier und zwanzig Stunden abgelöst; die Arbeiter alle zwei Stunden.

eines einzigen Abends gepreßt, und für die neugierige Schaulust unserer kleinen Gegenwart klein genug zugeschnitten sah.

Wir treten aus dem Dorfe Saint Laurent hervor; nicht weit von der vielbesprochenen Lunette gleiches Namens, indem wir zur Linken Berchem lassen, wohin sich der Generalstab des Heeres verlegt hat. Bevor wir zu den Laufgräben gelangen, kommen wir an einer ziemlich hübschen Kirche vorüber, die dem Schutzheiligen geweiht ist, der sich auf dem Roste die Palme des Martyrerthums erwarb. Um den Weg bis an Ort und Stelle zu verkürzen, will ich ein Wort von dem Pfarrer dieses bescheidenen Tempels sagen, den man gegenwärtig in ein Feldspital verwandelt hat. Der Pfarrer von St. Laurent also, der nicht einen Augenblick daran gedacht hat, seinen Posten zu verlassen, theilt ihn vielmehr standhaften Muthes mit den Aerzten und zwar nicht ohne Gefahr, gleich seinem Schutzheiligen, des Martyrerthums theilhaftig zu werden; denn eine gute Menge Kugeln und Bomben fällt, trotz der aufgesteckten schwarzen Fahne, auf dieses Asyl der Religion und des Unglückes. Seit dem Beginn der Belagerung, wo man den Gedanken faßte, der Kirche eine neue Bestimmung zu geben, hielt der gute Pfarrer es für Pflicht, dem Seelenheil der Verwundeten eben so eifrig mit seinen geistlichen Heilmitteln beizuspringen, als die Aerzte ihren Wunden. Allein als aufrichtiger Geschichtsschreiber muß man leider sagen, daß Anfangs seine Bemühungen an dem unbeugsamen Skeptizismus der ersten Verwundeten gänzlich scheiterten, die in die Sankristei der Kirche gebettet wurden. Der gute Pfarrer ließ sich aber nicht abschrecken; er stand treulich denen zur Seite, die er mit dem Tode ringen sah, und verdoppelte letzte Oelung und Zuspruch. Allein selbst die heftigsten Schmerzen und der furchtbare Gedanke der Auflösung, der den tapfern Soldaten mit Allem, was er Grauenvolles hat, vor die Seele trat, erschütterte fast Niemand. Nun befolgte er den Rath der Wundärzte, die sich besser auf ihre Leute verstanden. Dem Manne Gottes ging plötzlich ein Strahl der Erleuchtung auf: Brandtwein, das wußte er, war den Verwundeten streng untersagt, so kaufte er also eilig aus seiner eignen Tasche einen guten Vorrath von Cigarren und Rauchtaback. Stark in seinen löblichen Absichten kehrte er hierauf zu den widerspenstigen Geistern zurück, und so geschickt wußte er seine geistlichen Zusprüche mit dem Anerbieten einer Cigarre oder Pfeife Taback, nach Belieben des Patienten, zu verbinden, daß er, wie man sagt, über alle Erwartung viele Proselyten machte.

Doch weiter: hier stehen wir am Eingange der Tranchee; zwei Tafeln zeigen sich dem Auge; auf der einen liest man: „Parallele nach Kiel" — auf der andern „Parallele nach Montebello." — Die Leser sind hinlänglich mit den Umständen der Belagerung bekannt, um zu wissen, daß einer von diesen Laufgräben nach Lunette Kiel, der andre in das Fort Montebello führt. Schlagen wir nun den ersten als unsern Weg ein: er wird uns im Zickzack ohne Ende und immer zur Rechten sich hinziehend, zur Contregarde der Lunette St. Laurent führen, deren Place d'Armes vom Geniekorps und unsern Soldaten besetzt ist. Schon hat man (am 14. Dezember) die Descente in den Graben begonnen und die Sappenköpfe sind fertig. Allein da wir einmal so weit gekommen sind, so müssen wir uns auch ein wenig umsehen, und vor Allem versuchen, gut zu sehen. Die feindliche Brustwehr uns gegenüber ist mit Bewaffneten besetzt, von denen ein Theil unablüßig Wache hält, um alle Demonstrationen, die die Belagerer außerhalb der Mauern machen könnten, sogleich zu melden. Auf einigen Punkten knattert das Gewehrfeuer, entweder den Musketenschüßen der Belagerten zu antworten, oder um dem Feinde ein Werk, das man beginnt, oder eine Batterie, die man aufwirft oder näher rückt, nicht sehen zu lassen. An einigen Stellen ist der Boden gut, an andern aber so lettig, daß man einsinkt; an andern steht man aller angewandten Vorsicht des Geniekorps ungeachtet, das für alles sorgte und Faschinen in Menge herbeischaffen ließ, bis an die halben Beine im Wasser. Hier ist eine Marketenderin zur Hand, mit dem Wachstuchhute, im himmelblauen Rock und rother Krapphose: sie läßt den Wachholder-Brandtwein in Strömen fließen, und ruft jeder Kugel, die über ihren Kopf hinsaust, ihren höflichen Gruß nach*).

(Schluß folgt.)

*) Einen Zug dieser tapfern Frau dürfen wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen: Antoinette Moreau, so ist ihr Name, bei den Soldaten bekannter „als die schöne Marketenderin vom 25sten," zeichnete sich nicht allein durch die Sorgfalt aus,

Der patentirte Spitzbube.

Während der Belagerung von Copenhagen durch Friedrich I., König von Dänemark, hörte eine Schildwache, welche vor dem Zelte des Generals stand, daß Befehl gegeben ward, ein Detaschement solle 600,000 Thaler, aus Schweden kommend, geleiten; Geld, welches bestimmt war, die Truppen, die schon Unruhen begonnen, zu bezahlen. Dieser Soldat desertirte sogleich. Als er zum dänischen General geführt ward, beorderte dieser, sobald er das Geschehene hörte, eine dreimal stärkere Colonne, und das Geld ward erbeutet. Der König von Dännemark, höchst erfreut über diesen Fang, ließ den Deserteur kommen, und fragte: was ihn zu jenem Verrath bewogen habe? „Sire," sagte er, „die Furcht gehangen zu werden, so wie gestern einer meiner Kameraden gehangen wurde." — „Und der?" — „Er hatte gestohlen!" — „So mache Du's ihm nicht nach!" — „Das kann ich nicht lassen; darum bin ich lieber zu Ew. Majestät gekommen, weil ich weiß, daß man in Ew. Majestät Staaten nicht so streng damit verfährt!" — Den König belustigte diesmal eine solche Dreistigkeit, und er sagte: „Nun, ich werde Dir 20,000 Floren geben dann wirst Du nicht mehr an's Stehlen denken!" — „Danke verbindlichst, Sire; aber ich bedaure, das würde mich nicht heilen! Wenn ich Ew. Majestät um eine Gnade bitten darf, so wäre es nur die, daß Sie mir erlauben, überall in Ihren Staaten frei zu stehlen, wo es beliebt, versteht sich, nicht mit Gewalt, sondern mit Manier! Aber kein Richter, kein Vogt, kein Häscher müsse mir je etwas anhaben können; ich will nur die Schläge aushalten, die mein Ungeschick mir von den Leuten zuzieht." — Die Dreistigkeit des Kerls gefiel dem Könige so, daß er ihm wirklich ein Patent verlieh, als „privilegirten Spitzbuben!"

---

die sie für die in den Laufgräben verwundeten Soldaten bewies, sondern auch noch sehr ehrenvoll bei einer andern Gelegenheit. Als sich der Minenursergeant Fabre in der innern Grabenböschung des Fort St. Laurent befand, wo er vier Tage blieb, erinnerte man sich, daß er ohne Nahrungsmittel sei. Das Floß war aus dem Graben zurückgezogen worden, und das Feuer der Belagerten war in diesem Augenblicke mörderisch furchtbar. Antoinette Moreau befand sich zufällig in der Nähe, als man darüber berieth, wie man Fabre mit Lebensmitteln versehen sollte, und noch ehe sich einer von seinen Kameraden als Freiwilliger melden konnte, ging die muthige Marketenderin fort, schleppte das Floß wieder in den Graben und kehrte, nachdem sie dem Mineur Lebensmittel auf zwei Tage zugebracht hatte, unter einem Hagel von Haubitzen und Kugeln, unversehrt in die Tranchee zurück. Am 23. Dezember wurde sie dem Marschall und dem Prinzen vorgestellt, die ihr für ihren Muth im Namen des Heeres dankten.

Funken.

Lustige Leute begehen mehr Thorheiten als die traurigen, aber diese größere als jene.

Leiden sind trübe Wolken. Der Regen, der aus ihnen fällt, ist eben so furchtbar als der heitere Sonnenschein; beide befördern Wachsthum und Reife.

Der am ersten Platze spielt selten die erste Rolle. Es giebt gar viele Schauspiele in der Welt und im Theater, wo zwar Könige und Fürsten mitspielen, aber keine Hauptrolle machen.

Sei tugendhaft und über den niedern Stand erhaben, so erhälst du die Freundschaft eines großen Mannes, sei niederträchtig und kriecherisch, so erwirbst du die Gunst irgend eines großen Herrn.

Bei einem Fürsten, der seine Größe in Pracht setzt, ist Alles groß — nur Er nicht. Bei einem, der sie im Glück der Unterthanen sieht, ist Vieles klein, nur er nicht.

(Auflösung des Räthsels im vorigen Hefte:)

Schreibfeder.

Charade.

Wird die glückliche Erste vom Ganzen zur Kirche geleitet,
Wünschen die Letzten sich oft lieber das Erste zu sein.

Räthselfrage.

Welcher ist der älteste Buchhalter in unserer guten Stadt Breslau?

Herausgegeben von Moritz Bauschke. Gedruckt bei Gustav Kupfer.

1833. № 4.

Beilage zum vierten Hefte
des
Breslauer Stadt- und Land-Boten.

Der Affe in der Kirche.

Der Pater Kabassan besaß einen kleinen Affen, an den er sich so sehr gewöhnt, und der eine so hohe Anhänglichkeit für seinen Herrn hatte, daß er ihn überall begleitete. Sollte Kabassan jedoch das Amt eines Predigers verwalten, so schloß er seinen Liebling auf seinem Zimmer ein.

Eines Tages als der Pater seine Gemeinde erbauen sollte, und seinen Affen daheim eingeschlossen hatte, fand dieser Gelegenheit durch ein offenes Fenster zu entspringen, und nahm den Weg nach der Kirche, in welcher er noch früher als sein Herr anlangte. Von der Brüstung eines Chors sprang er auf den Baldachin der Kanzel, wo er sich verbarg, so daß ihn Niemand bemerkte.

Der Pater betrat die Kanzel. Sobald der Versteckte die Stimme seines Herrn vernahm, erschien er, setzte sich am Rande des Baldachins hin, und schaute hinab auf seinen Herrn.

Ein Lächeln floß durch die Masse der Zuhörer bei der ungewöhnlichen Erscheinung.

Der Redner bemerkte dies nicht. Aber man fing an da und dort zu flüstern, zu zischeln; dies machte den Prediger unwillig. Er fand die Zerstreuung, den Mangel an Aufmerksamkeit beleidigend, und seine Bewegungen wurden stärker.

Kaum wurde der Affe das gewahr, als er die Gestikulationen seines Herrn unter seltsamen Grimassen nachahmte.

Das Lächeln der Versammlung ward zum unverhaltenen Lachen. Jetzt hielt der Geistliche sich nicht länger. Er verwies der Gemeinde ihr eben so unanständiges, als für ihn unerklärliches Betragen. Oel ins Feuer! Der Affe fand in dem körperlichen Ausdrucke des Zorns neue Gelegenheit zu carricirten Nachahmungen, und laut und unbändig lachte die Menge. Der Redner glühte.

Endlich gewann einer der Zuhörer so viel Fassung und Ernst, um nach dem Baldachin zu winken. Der Pater sah hinauf — freundlich grinsend nickte sein Liebling ihm zu. Da begriff er die Lachlust der Gemeinde, und vermochte es selber nicht, ernsthaft zu bleiben. Er mischte sich in den Chor der Lachenden.

Alle Versuche, den Nachahmer zu fangen und die Störung zu enden, mißlangen, und der Prediger fand sich gedrungen, seine fromme Rede, kaum angefangen, zu enden.

Anekdoten.

(Der reitende Referendarius.) Der Präsident N. zu B., welcher sehr auf den äußern Anstand hielt, bemerkte mißfällig, daß ein Referendarius die Sitzungen mit Sporen an den Stiefeln besuchte. Eines Tages, als der Referendarius eben wieder mit gewaltigen Schritten durch das Sessionszimmer klirrte, sagte der Präsident zu ihm: „Herr Referendarius reiten Sie doch gefälligst in die Registratur und lassen sich die Akten in Sachen des N. wider N. geben.“ — Wir wissen nicht ob der Referendarius noch ferner in Sporen gekommen ist.

(Gespräch.) Zu dem Professor M. in B., der es liebte, wenn man ihm in feierlicher schwarzer Kleidung seine Aufwartung machte, kam einst ein Student in Pantalons. Als sie ihr Geschäft abgemacht hatten, besah ihn der Professor genau und sagte: „I, Sie haben ja da rechte weite Hosen an.“

„Ja,“ erwiederte der Student.

Prof. Sie sind wohl jetzt so Mode?

Stud. Ja.

Prof. Aber zu honetten Leuten geht man wohl nicht damit?

Stud. Nein.

(Richtige Antwort.) Ein Herr kam an einen Fluß. — „Was nimmst Du — rief er einem Schifferknaben zu — um mich überzusetzen.“ „Einen Kahn,“ erwiederte der Knabe.

1833. № 4.

Allgemeiner Anzeiger

zum

Breslauer Stadt- und Land-Boten.

Allgemeiner nützlicher Briefsteller.

Schreiben eines Viehhändlers
an den Knochenhauer-Amts-Meister Siebich.

Kapitales Vieh Freund habe Ihnen aussortirt! Ochsen Meister bekommen Sie, da müssen sich die Engel im Himmel darüber freuen. Kerls wie die Elephanten sind Sie und gesund wie meine ganze Familie, die herzlich grüßen läßt. Auf Jacobi erhalten Sie das Vieh in zwei Briefen, haben Sie ja selbst den Termin so bestimmt. Unter 14 Louisd'or kann ich mich aber von dem Vieh nicht trennen. Müssen aber auch nicht gar zu genau sein. Es giebt Ochsen genug in der Welt, aber was für Ochsen? Windhunde, Kanaillenwaare. Die ostfriesische Kuh, eine Kuh ganz akurat so wie Ihre liebe Frau, sie im Mai-Markt bestellt hat, erhalten Sie mit angeschlossen; den Preis weiß Ihre Frau, sonst weiß ihn mein Knecht. Kürzlich sind auch Kälber fertig geworden; können auch schreiben nach ihrem Begehr. Die Kälber sind ganz honett und billig, werden noch besser gerathen, weil der Branntwein so wohlfeil ist. Das ist immer so, wenn es viel Branntwein giebt, giebt es auch viele Kälber. Meine fetten Hammel sind dies Jahr sehr mager, weil die Hitze zu warm und die Trockniß zu dürr war. — In der Wurstzeit können Sie wieder eine Parthie von meinen Gedärmen bekommen. Mit Schweinen gebe ich mich übrigens nicht viel mehr ab.

Schreiben Sie mir nur, ob die Ochsen noch früher kommen sollen als Jacobi kommt, sonst bleiben sie so lange ruhig auf mein ehrliches Gewissen in Futterung. Der kleine Irthum mit der Parthie Ochsenhörner auf Ihrer letzten Rechnung, ist nicht meine Schuld. Meine Frau, die die Bücher führt, hatte, ohne mich zu fragen, mir diese Hörner aufgesetzt. Den Spaß hat sie mir schon mehr gemacht. Vermelden Sie viele Grüße an Ihre liebe Frau und Kinder, sie wiegen circa 2500 Pfd. und stehen bei dem Branntweinbrenner Herrn Zottich, wo die Bestien keine Noth leiden. Ihr Freund Lud. Peters.

Treu copirter Brief eines Pantoffelmachergesellen.

Wohlaffectionirter, bester Esellenz und Stadtgerichtsdirector!
Gnädiger Herr Criminal!

Ihro Esellenz werden mich meine allergnädigste Bitte gewiß nicht abschläglich abschlagen, denn ich bin der Pantoffelmachergeselle Liebenau. Ich bin um nichts und wider nichts ins Loch gestochen, weil ich gestohlen; dies ist aber nicht wahr; da ich unschuldig. Ich habe von dem Posamentier Sasse 6 Ellen Band entfernt, wegen Betrunkenheit, weil ich der Zeit besoffen gewessen, und mich nicht mächtig. Diesen Diebstahl, den ich als ehrlicher Mann unternommen, kann ich nicht ansehen, denn Ihro Esellenz der Herr Director wollen doch keinen Bürger in dem Staat zu nahe treten, der unschuldig besoffen gewesen ist, und aus Versehen gestohlen hat. Ich habe nun schon unterthänigst 17 Tage in dem mörderischen Kerker geschmachtet, daß mich das Fleisch von die Rippen gefallen, und es einen Hund hätte rühren müssen, geschweige denn meinen allergnädigsten Criminal und Herrn. Nun, da sie mir also gedemüthigt, sind sie auf das Criminal-Apartement noch nich content, nein sie dictiren mich noch vor mein unschuldig Leiden, von wegen des gestohlnen Bandes 30 Stück, und zwar Hiebe; und der Affendar meint, ich würde sie auf der Maschinerie erhalten. Dies ist mich zu viel, und ich verlange lieber gar nichts — wie mich bei meiner Unschuld auch zusteht. Herr Criminal! sie haben mich schon einmal behandelt — wie ich einem Freund von mir wegen Inchurien ein Schwebelholz unter de Nase gehalten hatte; welches zufällig eine Ballkelle war, die mir aus de Hand gerutscht ist, und ihm blutig geschlagen hatte; ich bitte Ihnen also herablassend, daß sie sich gehorsamst ins Mittel legen und mir die Hiebe abwehren; was Sie mir davon ersparen können, soll Ihnen der Himmel tausendfach wieder zukommen lassen.

In Verantwortung einer baldigen hochlöblichen Erhörung verbleibe ich mit verehrungswürdigem Respect

Berlin den 10. Mai 1810.

Ihro Herrn Herrn allergnädigster Diener u. Pantoffelmachergeselle Liebenau. Rosenstraße Nr. 17.